

Stefan Sommer

# PARTYPEOPLE

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

I.  
CHÂTEAU DE VERSAILLES  
PARIS

Vom Vorplatz des Châteaus blicken wir auf den Jardin du Roi. Es ist Nacht. Im Norden die Lichter von Paris. Dazwischen die Wälder von Yvelines. Schweigend stehen wir voreinander. Ich in ihren Atemwolken. Sie in meinen. Ich weiß, sie halten mich für ein Arschloch. Ich kann selbst kaum fassen, dass die beiden Boys für mich tun, was sie tun. Es könnte das Frechste sein, was ich mir je habe vertraglich zusichern lassen.

Ich weiß, sie würden lästern.

Sie wissen aber, ich spreche ihre Sprache. Weil sie dieses dummdreiste Portrait von mir in der *VOGUE* gelesen haben, in dem ich erzählt habe, mit deutschem Vater und französischer Maman drüben auf der anderen Rheinseite aufgewachsen zu sein. Deshalb fragen sie nicht nach den Orchideen, die ich mir schwarz und stachelig selbst über den Oberkörper tätowiert habe. Wahrscheinlich halten sie körperliche Distanz zu mir, weil ich der Reporterin damals auch erzählt habe, wen ich sexuell präferiere. Wie sie da verlegen vor mir stehen, entwickle ich fast so was wie Mitleid. Der eine in einer Bomberjacke von ACNE Studios. Ein Lockenkopf mit hellwachen Augen. Den ich um seinen Haaransatz beneide. Der andere, neben ihm, in einer Burberry-Teddyfellweste über dem Rollkragenpullover. Tausend Euro auf den Champs-Élysées. Eine Miss-Sixty-Basecap in Washed-Denim tief in die Stirn gezogen. Darauf das Firmenlogo aus Strasssteinen. Vier Euro im Sale bei Shein. Das ist sein Humor. Ein Patrice oder Rémy oder Serge. Mit einer Jawline, an der ich mich schneiden werde, falls ich ihn später ohrfeige.

Sie halten noch durch. Sie warten auf den großen Comic Relief wie in einer Sitcom. Etwas, das mich menschnen lässt, wie man sagt. Vielleicht ein Niesanfall, ein offener Reißverschluss. Ein unbeholfener Moment, der uns zu Verbündeten macht, worüber wir vergessen, wer wen be-

zahlt. Also lauern sie und ich lauere und daraus wird nichts entstehen, außer lächerlichem Schweigen. Sie haben das Smalltalken gelassen, als ihnen nichts mehr einfiel. Vermutlich sind sie selbst DJs, denen das Closing, die letzte Playtime versprochen wurde, falls sie mich betreuen. Das behalten sie in Gedanken, egal, wie frech ich werde. Ihre Oberarme krampfen von der Last, die sie für mich stemmen. Ich sehe ihren Ehrgeiz. Mir nachzufolgen. Doch vielleicht ist da in ihren Blicken auch Mitleid. Vielleicht hatten sie vorhin auf der Herfahrt im Golfcart schon verstanden, dass es mir nicht darum geht, sie zu demütigen. Ich denke an Louis XIV, die Bediensteten, die den königlichen Kot aus den Fluren kehren mussten, und an die herabstürzenden Guillotinen auf der Place de la Concorde. Ich denke an das Feuerzeug. Das metallische Ratschen, wenn man die Flamme mit dem Daumen entzündet. Daran, wie ich es mir aus der Manteltasche holen könnte. Und daran, wie es erst die Handinnenfläche, und dann alles in mir taub machen würde. Es ist ein 23. Dezember, an dem ich ahne, was für ein Heiligabend über mich hereinbrechen wird.

Anyway, aus dem Château dringt Sound zu uns nach draußen auf den Vorplatz. In den Spiegeln, die in der Galerie des Glaces drinnen auf Fensterhöhe hängen, sehe ich Stroboskoplicht. Es zuckt durch Nebelschwaden. Hellrot erhitzte Gesichter. Oder das, was von ihnen übrig ist. Wir kennen dieses Gefühl. Im Zwerchfell. Hinter der Haut. Wenn man durchatmen kann wie sonst nirgends. Die Bassdrum dumpf wie Sex durch die Wände der Nachbarwohnung. Wir haben es erlebt. In vielen Nächten. Trotzdem – das wissen sie und das weiß ich – gehören wir nicht zueinander. Da ist etwas Verbissenes in ihren Blicken. Es wird das Gewicht sein. Vielleicht die Hitze. Monsieur

Haaransatz richtet einen portablen Infrarotheizstrahler auf mich. Seine starken Oberarme stemmen den Apparat, der nicht aufhören will zu zirpen. Der andere, Monsieur Jawline, hält einen Regenschirm über mich, damit ich den Schneeregen nicht abbekomme. Sie müssen mich trocken halten und warm, während ich shirtless in der bläulichen Versailler Nacht herumstehe, um für meinen Auftritt einen freien Kopf zu bekommen. Der eine schwitzt. Der andere wird nass. Ich könnte eine Jacke tragen. Ich könnte mir eine Mütze über den kahlrasierten Schädel ziehen. Ich tue es aber nicht, weil ich testen will, wann jemand sagt: Nein. Endlich sagt: Das ist genug.

Es passiert nicht. Ein „environmentally-friendly heater“ und ein „umbrella guy“ sind im Vertrag als „mandatory“ fixiert. Der Sponsor, ein Tech-Konzern aus Palo Alto, der das Event für den Launch eines autonomen E-SUV im Premiumsegment finanziert, hatte diesbezüglich keine Nachfragen.

Von der Rückseite des Gebäudes kommt ein Küchengehilfe zu uns. Die Boys scheinen ihn zu kennen. Auch er stellt keinerlei Fragen, warum der eine einen Regenschirm über mich hält und der andere mir mit einem Heizstrahler über den Platz folgt.

„Ça va?“, fragt er nur und wir nicken.

Er trinkt Kronenbourg aus der Flasche. Die blondbraunen Haare zerzaust. Malachitgrüne Augen. Schlank wie eine Rasierklinge. Ein Geschirrhandtuch über der Schulter. Eine Zigarette, die er hinter dem Ohr hervorholt. Er fragt mich nach Feuer, weil er mich wohl nicht erkennt. Ich habe keins, deshalb fragt er den mit dem Regenschirm neben mir. Der hat zwar ein Feuerzeug, aber keine Hand frei. In der einen hält er den Schirm, und in der anderen seine glimmende Gauloises Blonde. Weil ich nichts trage,

bittet er mich mit einem charmanten Blick auf seine vollen Hände, dass ich ihm den Schirm abnehme, damit er seinem Copain Feuer geben kann.

Wir schauen uns in die Augen. Ich rühre mich aber nicht. Ich rühre mich so lange nicht, bis er seine Zigarette letztendlich zwischen den Lippen festhält und umständlich mit der nun freien Hand in seiner Jackentasche das Feuerzeug sucht, um sie selbst dem Freund anzünden zu können. Er schüttelt nicht den Kopf. Er lässt nicht mal die Schultern hängen. Er macht es einfach. Niemand kommentiert mein Verhalten.

Irgendwann wird einer aber etwas sagen. Es wird bald sein und abrupt und wütend wie ein Hustenanfall. Ich sehe, dass sie nicht mehr wissen, wie sie es zurückhalten sollen. Es fühlt sich ein bisschen so an, auch wenn es heute doch anders ist als damals, als ich an meinem Abschlussball Édith Piaf vor der Schule gesungen habe. Ich und ein Mädchenlied. Diese Geschichte kennt jedes Kind in unserem Nest daheim im Hochschwarzwald. Ich habe es mit Bewunderung vorgetragen. Warm und klar und mit dem Pathos einer letzten Nacht, wenn alles egal ist. Ich trug kein Make-up, kein Kleid. Nur Jeans und Shirt. Trotzdem vergesse ich ihr Starren nicht. Nicht, weil es mich verletzt hat – auch wenn es so ausgesehen haben mag –, sondern weil sie mir in ihrer schieren Hilflosigkeit leidtaten. Außerdem war es auch einfach urkomisch, wie sie nicht wussten, wohin mit ihren Händen und Augen. Wie sie zu ihren Eltern hochgesehen haben, aber auch die nur mit den Schultern zucken konnten. Als am Ende doch einige klatschten, stand ich längst nicht mehr auf der Bühne. Eine Stunde später saß ich im Nachtzug nach Paris.



Ein Local, der in dieser Nacht vor mir dran ist, weil er weniger Instagramfollower hat, wärmt den Dancefloor für mich auf. Ich klatsche Beifall, als hätte ich zugehört. Währenddessen steige ich eine Treppe hinauf zur Bühne, die am Kopfende der Galerie des Glaces, dem langen, schlauchartigen Spiegelsaal, unter der Saaldecke installiert wurde. Der Kameramann dicht hinter mir. In 4K filmt er meinen Aufgang. Mit schwarzem Klebeband ist vor mir am Boden ein Spot markiert. Das Lichtdouble hat es bei der Stellprobe am Nachmittag angebracht. Darauf bleibe ich stehen. Der Kameramann läuft im Kreis um mich. Er verlagert die Tiefenschärfe von mir auf die Tanzenden im Hintergrund. Und wieder zurück auf mich. Er muss sich dafür durch die Guestlist zwängen: das Upper Management von Prometheus und CEOs von Streamingplattformen. Weil der Kameramann wiederholt mein Gesicht aus einem nicht autorisierten Einstellungswinkel filmt, erinnere ich ihn mit einem Tritt gegen sein Schienbein, der im Livebild nicht zu sehen sein wird, an die getroffenen Absprachen. Ich entwickle ein Doppelkinn. Ein Low-Angle-Shot wie dieser auf mein Gesicht ist im Artist Rider deshalb strengstens untersagt. Auch die ersten Krampfadern auf den Handrücken sind tabu. Was später noch ganz anders von Vorteil für mich sein wird. Weil von dem, was in weniger als fünfundvierzig Minuten auf dieser Bühne passieren soll, darf im Falle juristischer Konsequenzen kein Bildmaterial existieren.

Ich stelle mich zuerst hinter den DJ, bis sein letzter Track endet. Er verbeugt sich. Dann lächelt er, ein kindliches Lächeln. Sein Grateful-Dead-Bandshirt tiefschwarz verschwitzt, seine Nackenmuskeln zucken unter dem dünnen Baumwollstoff. Früher als Teenager soll er nach einer der Demonstrationen in der Rue d'Austerlitz eine Nacht in

Untersuchungshaft verbracht haben. Damals soll er seine Fans auf Raves mit Bier geduscht haben, das er aus Plastikbechern von der Bühne gespritzt hat. Bunte Schnürsenkel hätte er getragen. Vielleicht eine Idee seiner Agency, vielleicht auch nicht. Er umarmt mich jedenfalls betont herzlich. Ich spüre seinen warmen, festen Körper an meinem. Auch ich versuche kollegial zu wirken, als mir die Kamera nahe kommt. Mir werden Smartphones entgegengestreckt. Das Flashlight der Kameras auf mir. Kurz sehe ich nur helles Licht. Ich werde zu Content. Die Lustrés, die Porzellankacheln, die Marmorstatuen, die Pilaster und Arabesken glühen um mich todernst wie zur Mitternachtsmesse in der Église Saint-Pierre an Heiligabend. Das Licht erhellt den Salon, in dem im letzten Jahrtausend ein Weltkrieg beendet wurde und heute die tanzen, die auf dem richtigen Kontinent geboren sind. Wahrscheinlich müsste ich ergriffen sein. Davon, wie verliebt sie mich ansehen. Davon, wie sehr sie den Augenkontakt suchen. Davon, wie nah sie einem Menschen kommen wollen, den sie nur von Screens kennen. Nicht aus Clubs, weil sie erwachsen wurden, allein in ihren Zimmern. Ich sehe aus wie damals in den Livestreams. Die Accutanetabletten wirken. Der Moisturizer. Die Renewing Cream. Die Epidermis, glatt und elastisch und hyperhydriert. Als wäre ich hinter durchsichtiger Polyethylenfolie. Ich sehe sie, und sie denken, sie sehen mich auch.

Dann fängt alles an, aber eigentlich hört alles auf. Der Moment ist da, für den sie einhundertsiebzig Euro im Early-Bird-Vorverkauf bezahlt haben. Ein Schock wie der freie Fall, nur simpler: Das Licht geht aus. Kleinhirne switchen auf Ernstfall. Und dann die große Erleichterung, weil doch niemand stirbt. Licht an, und alle noch da. Den Kopf im Nacken starre ich nach oben. So sehen sie das Weiße meiner Augäpfel, als befände ich mich in einem Trancezustand. Ein

Gemälde über mir. *L'Europe chrétienne en paix*. Das christliche Europa in Friedenszeiten. Weiße Männer, Weiße Frauen, ihre Weißen Kinder auf einer Lichtung. Ein Sommertag, ein makelloser Himmel. Wie Engel rennen die Kinder zwischen den Beinen der Erwachsenen. Im Zentrum eine Frau mit Locken im Brokatkleid mit Füllhorn in der Hand und Kriegshelm auf dem Haupt. Göttliches Licht fällt durch Baumwipfel auf fette Wanste.

Dann ein Blitz.

Noch einer.

Ich recke die Arme zum Himmel, als kämen die taghellen Einschläge tatsächlich von da, als könnte *ich* sie kontrollieren. Da, endlich, höre ich auch meinen Namen. Nicht den Namen, den ich von Geburt an trage. Den Namen, den ich mir selbst gegeben habe. Er trifft mich von überall, als ich den Sandisk-USB-Stick in den CDJ 3000 NEXUS hineinstecke. In einem Folder liegt der Openingtrack, die Ouvre-türe. Der Sohn eines Hollywood-Schauspielers – nennen wir ihn Michael – hat ihn produziert. In einer schwülen Septembernacht hat er ihn mir aus seiner Villa hoch über dem Pazifik in Calabasas gemailt, weil ihm sein Vater, ein bildschöner Mann, dazu geraten hat. Ein brutaler 145-BPM-Edit eines amerikanischen Raptracks über diese besondere Form der Einsamkeit, wenn alle Freunde jung verstorben sind. Erst die Vocals. „All my friends are dead, push me to the edge.“ Ich lasse den Beat dann aber nicht einsetzen, sondern stoppe den Sound.

Und halte die Stille aus.

Eine elektrische Spannung, die sich von denen ausbreitet, die es verstehen, über die, die es verstehen wollen. Nach hinten, bis zu denen, denen es nicht um ein Verstehen geht. Früher schoss mir in solchen Momenten Adrenalin durch das Nervensystem. Das Rückenmark hinauf. Über den Nacken. Den Hinterkopf. Dann wie ein Flächenbrand über

die Kopfhaut, den Schädel hinunter über die Schläfen. Ein Knistern in mir, als würde trockenes Holz lichterloh Feuer fangen. Früher hielt ich das für Transzendenz. Mittlerweile ermüdet mich ihre überschwängliche Reaktion darauf. Dieses Bedürftige daran, nur noch exhausting. Es ist so fromm und keusch und ahnungslos. Ich denke an Michael, der in Calabasas in seinem Jacuzzi vor dem Plasmascreeen sitzen wird. Ich denke daran, wie viel lieber ich dort wäre. Und bringe es dann doch über mich. Als ich den Playbutton drücke, die Vocals zurückkommen, weiß ich, es wird das letzte Mal sein in dieser Nacht. Lichtblitze wie Trommelwirbel. Der Build-Up peitscht sie auf. Sie wollen sie. Und ich gebe sie ihnen: die Kickdrum. Das mag prollig sein. Es funktioniert aber. Der Raum ist ein anderer. Ich sehe in erleichterte Gesichter. Manche schließen ihre Augen, um sich intensiver in die Wucht der tiefen Frequenzen fallen lassen zu können. Ich weiß nicht, ob ich das so je wieder kann. Etwas, das ich aber nicht zu lange denken darf, weil ich sonst in diesen Heulkampf ausbrechen würde, den ich seit Jahren erwarte.

Da legt mir Philippe Autié von hinten seine Hand auf die Schulter.

„Mon cher, you are a bold motherfucker“, brüllt er mir ins Ohr. Der Ururenkel von Léonard Autié, dem Coiffeur von Marie Antoinette, riecht nach Le Labo, seinem liebsten Sauvignon Blanc aus dem Loiretal. Er nennt sich selbst „La Contessa“. Da sein Ururgroßvater der Königin das französische Schlachtschiff *La Belle Poule* damals in die Haare geflochten haben soll – eine Anekdote, die er liebt –, ist er im Schloss willkommener Gast. Er drängt seinen drahtigen Altherrenkörper an mich. Philippe will mit mir gesehen werden. Er fasst mir um die Hüften, aber es geht nicht um mich, sondern um die Boys auf dem Dancefloor. Ende der Neunziger soll er stiller Teilhaber an einem Nachtclub auf

den Champs-Élysées gewesen sein. Er soll Daft Punk entdeckt haben. Philippe erzählt auch diese Geschichte nicht nur, wenn man ihn darum bittet.

„Chérie“, wiederholt er lauter. „Your agent told me, tu fais le Fred Again at the end? C’est vrai? For real?“

Ich zucke mit den Schultern. Ich versuche zu überspielen, wie mich seine Frage kalt erwischt.

„Peut-être“, sage ich und ziehe mir grinsend die Kopfhörer auf. Aus dem Augenwinkel überprüfe ich, wie er darauf reagiert. Mit wissendem Blick fährt er sich durch die buschigen Brusthaare, die aus seinem offenen Hemd quillen. Er ahnt wohl, was ich später vorhabe, und rollt nachsichtig mit den Augen. Ich mag ihn. Die Dauerwelle, die Manschettenknöpfe, die Segelschuhe. Und: der Anzug. Ein Maßanzug aus bordeauxrotem Velours mit seidenem Einstecktuch in Altrosa. Immer und überall trägt er den. Vielleicht besitzt er nur den einen. Ihm könnte das nichts anhaben. Seine Filler sitzen besser als meine. Sein Triangle of Sadness hat nie die blassbläulichen Fleckchen um die Einstiche. In seinem Blick liegt Milde, die ich schätze, weil er nur selten etwas dafür will. Ich sehe, dass er etwas sagen möchte, aber ich kann ihn durch den lauten Monitorsound nicht mehr verstehen.



Und dann steht er plötzlich vor mir. Ich hatte gehofft, er stünde nicht auf der Guestlist. Mir gewünscht, er wäre noch auf Bali oder Ibiza oder sonst wo. Aber nein, so etwas lässt sich einer wie er nicht entgehen. In the flesh: Franky. Gekommen, um mir einen aufzuschwatzen. Durch den Bühnennebel drängelt er sich in mein Sichtfeld. Ein heterosexueller Hüne, der Frank Giersch heißt und mit Hornbrille verzweifelt dem Berliner Kulturmilieu zugerechnet werden

möchte. In der Kostümierung lässt sich das Dilemma seines Erwachsenenlebens ausmachen: von Motte und Westbam als junger Mann in den Neunzigern nie als Musiker, sondern als Betriebswirtschaftler mit Plattensammlung missverstanden worden zu sein. Früher, noch als DJ Franky G, besetzte er in der Nachwendezeit Ostberliner Wohnhäuser, dann erfand er mit den anderen Saufnasen die Loveparade. Früher Zip-Off-Cargoshorts. Heute im lichtdurchfluteten Office mit Fischgrätparkett in einem Schöneberger Altbau.

Frank will reden.

Ich sehe es ihm an. Es nervt, wie nah er mir kommt. Grob quetscht er sich in meinen Personal Space.

„Ich weiß schon. Aber geil ist das ganze Ding trotzdem“, sagt er und schaut runter auf den Dancefloor. „Ich mein, all under one roof und so.“

Ich bitte ihn darum, leiser mit mir zu sprechen. Mein Gehör sei hochempfindlich. Nur mit allergrößter Vorsicht dürfte man sich mir akustisch nähern. Dazu schaue ich ernst und lege mir die Hand auf den schweißnassen Oberkörper.

„So important“, sage ich.

Franky tut einfach so, als hätte er mich nicht gehört.

„Die haben die Kohle“, fährt er fort. „Hätte denen jede Zahl nennen können“, sagt er.

Ich nicke, damit er endlich geht.

„Dit is Umverteilung“, sagt er. „Mason Fierce sieht dit auch so.“

Franky deutet mit dem Kopf nach rechts, von wo uns ein Langhaaramerikaner mit Franziskaner Weizenbier zuproestet. Von ihm geht eine zwar schmutzige, aber charismatische Aura von Ivy League aus.

„Mega Fan von dir“, sagt Franky, der jetzt zu verstehen scheint, dass ich keine Ahnung habe, wer das sein soll. „Mason“, wie er ihn von da an nur noch nennt, bezahle den

„ganzen Bums hier“. Er sei der Founder von Prometheus, falls ich das nicht wüsste, was kaum möglich wäre. Dann rattert er Masons Lebenslauf runter. Jüngster PhD seiner University. Longevity-Start-Up. Das „Face Of Green Capitalism“. Sohn tauber Immigranten. Death-Metal-Fan als Teenager. Als Contrarian und Venture Capitalist reich geworden. „Der hat gecheckt, dass Techno das neue Ding ist“, sagt Franky. „Mason“ hätte darauf bestanden, mir den Slot zu geben. Ich solle später mit ihnen zum Dinner kommen. In der früheren Speisekammer des Königs. Francesca, eine junge Schauspielerin, die neben Mason steht – und die auch nicht aufhört, mich mit ihrem iPhone zu filmen, als ich ihr in die Augen schaue – käme auch. Sie bereite sich vor, im Biopic, von dem seit diesem Skandal in Cannes alle sprechen, den jungen Richard Wagner zu spielen. Giovanni, schiebt Franky nach, der stoße nach seinem Closing dazu, aber den würde ich ja kennen. Dann schmunzelt er, wie Heteros schmunzeln, wenn sie stolz auf sich sind, besonders progressiv zu sein. Und weil es schon zu spät ist, um mir an den Kehlkopf zu fassen, um eine Angina Pectoris vorzutäuschen, bleibt mir leider nichts als zu nicken.

„Warum nicht“, sage ich.

Ich spüre, wie die Viewzahlen des Livestreams fallen. Der Peak der Party ist überschritten. Am Ende dieser Nacht brauche ich allerdings Videomaterial, das viral geht. In Point-of-View für TikTok. Als Vertical, um es als Instagramreel zweitzuverwerten. In meinem Fall: ein Fail, der sich zu einem shareable moment entwickelt. Deshalb hat meine Agency veranlasst, Pierre, einen Nachwuchsschauspieler, zu engagieren. Er hat sich im Casting durchgesetzt. Blasse Haut, Sommersprossen, Vampirblick, enge Fetishwear. Über die letzten Tracks hat er sich zu mir ans DJ-Pult vorgearbeitet. Er wiegt sich lasziv zum Beat und verschafft sich

mit einem orientalischen Fächer frische Luft. Er platziert sich frontal vor der Kamera. Kurz haben wir Blickkontakt. Dann macht er, was wir besprochen haben. Eine Hand kommt dem CDJ nah. Ein Finger findet den Button, der die Musik stoppt. Es wird still. Niemand tanzt mehr. Erschrockene Blicke treffen mich. Ein Mann mit Taschenlampe kommt zu mir. Die ersten Zwischenrufe. Im Publikum richten sie jetzt Smartphones auf mich, wie wir es vorhergesagt haben. Ich schüttele deshalb nicht den Kopf, schubse Pierre, schreie ihn an oder werde hektisch oder gemein oder obszön, sondern lächle sanft und klopfe ihm souverän auf die Schulter.

„So sorry, so sorry“, heult er fast los und wirft sich mir an den Hals. Ich nehme ihn, den reuigen Sünder, tröstend in die Arme. Und als ich dann eigentlich ein frenetisches Klatschen erwarte, trifft mich etwas am Kopf. Es ist weich und stinkt nach Zigarettenrauch. Irgendjemand muss es nach mir geworfen haben. Ich taste meine Schläfe ab. Dann das Stoffstück. Eine erdbeerblonde Perücke, wie sie Marie Antoinette getragen hat. Ich sehe in die Gesichter um mich. Ich suche eine Interpretation der Situation. Doch da ist nur großes Schulterzucken. Ich sehe zu Pierre. Zurück in die Menge. Das Saallicht geht an. Ich sehe ihre Gesichter. Es sind viele. Ich kann ihre Ausdrücke nicht lesen. Ist der Perückenwurf ein Scherz? Mir wird schwindelig. Glauben sie uns etwa nicht?

Ich versuche im Gewühl um mich mit Philippe Blickkontakt aufzunehmen, aber kann ihn nirgends ausmachen. Und da, endlich, als mir nichts mehr einfällt und ich mir den Fetzen einfach aufziehe, brandet doch Applaus auf. Zuerst vorsichtig, dann immer wilder klatschen sie. Da ist er, mein viraler Moment. Ich bin die Queen von Versailles. Trotzdem hatte ich es mir irgendwie anders vorgestellt. Irgendwie dachte ich, es würde sich anders anfühlen. Schon

jetzt, noch im Licht der Scheinwerfer, muss ich an später denken. An die Hotelsuite, in die sie mich bringen werden. An die Ohren, in denen der Beat bis in die Morgenstunden nicht enden wird. An die Instagramstorys, durch die ich im Bett skippen werde. An den Ekel, den auch Quetiapinpillen nicht lindern, wenn ich mich darin erkenne.

Was würde Maman sagen, wenn sie mich mit dieser Perücke sehen könnte? Was erzählt Götz seinem Stammtisch, warum ich immer noch nicht wieder heimgekommen bin?

Auf dem Weg ins Backstage hält man mir ein Smartphone ans Ohr. Es ist Drake.



Francesca Chukwuemeka singt ein altdeutsches Volkslied. Weit reißt sie den Mund auf und presst die Konsonanten zwischen den Lippen hervor. Die Mollakkorde, mit denen sie sich am Klavier begleitet, schwer und dramatisch. Es ist obvious, warum sie Schauspielerin wurde. Bomberjacke, darunter nur ein BH, von dem uns Donald rechts und Daisy Duck links zulächeln. Low-Rise-Baggy-Jeans, Creolenohrringe, goldene Siegelringe. Auf dem Kopf: ein Ritterhelm. Um sie stehen Philippe, daneben Frank, Mason, der Amerikaner, und Giovanni Karifrakis. Sie halten apricotfarbene Drinks in Händen. Zitrusfrüchte und Hochprozentiges in ihrem Atem. Als sie mich sehen, klatschen sie und tun so, als wüssten sie nicht, warum ein Pierre heute auf der Guestlist stand.

Nur Francesca klatscht nicht. Sie nimmt die Finger mit ernstem Blick von den Tasten und schüttelt den Kopf. „Was will die Tucke hier?“, sagt sie in fließendem Laussitz-sächsisch wie der große Meister. Allerdings nicht zu mir, sondern in den Raum hinein, als stünde ich nicht direkt